

GERHARD ROHLFS: *Historische Grammatik der unteritalienischen Gräzität*. München 1950. 264 S. + 4 Abb. + 1 Karte. (SbBAW, Phil.-hist. Kl., Jg. 1949, H. 4.)

Die vorliegende historische Grammatik der unteritalienischen Gräzität bildet die Krönung der langjährigen Bemühungen des Verfassers um die Sammlung, Darstellung und Deutung der in Südkalabrien und Südapulien gesprochenen griechischen Mundarten, von denen nicht vorausgesagt werden kann, wie lange sie noch werden gesprochen werden. Bei seiner zur Ergänzung und Überprüfung unternommenen Reisen in den Jahren 1948 und 1949 musste Rohlfes feststellen, dass in beiden Gebieten die griechische Sprache in ständigem Zurückweichen begriffen ist gegenüber den Verhältnissen, die er vor einem Vierteljahrhundert dort antraf.

So ist allein schon die Sammlung und Registrierung des Materials, die Rohlfes in zahlreichen entbehrungsreichen Reisen unternahm, von unschätzbarem Wert. Noch mehr aber ist es die Deutung des Materials, durch die Rohlfes der Nachweis gelang (er muss heute als gelungen gelten), dass es sich bei diesen griechischen Sprachinseln um Überreste eines einst weiteren Gebietes handelt, auf dem seit dem Altertum ununterbrochen Griechisch gesprochen worden ist, und nicht erst um ein in der Zeit der byzantinischen Herrschaft gräzisiertes Gebiet.

Diese These bewies Rohlfes in seiner Arbeit *Griechen und Romanen in Unteritalien* (Genf 1925), die erweitert in italienischer Sprache erschien: *Scavi linguistici nella Magna Grecia* (Halle-Rom 1933), sowie in mehreren Aufsätzen vertrat (von denen besonders die Schrift *Autochthone Griechen oder Byzantinische Gräzität* (Halle 1929) und *Vorbyzantinische Elemente in den unteritalienischen Gräzität* (BZ, XXXVIII [1937] genannt seien); dazu kommt das reiche Material des *Etymologischen Wörterbuchs der unteritalienischen Gräzität* (Halle 1930) mit seiner grundsätzlich wichtigen Einleitung.

Neben das etymologische Wörterbuch tritt als dessen Ergänzung jetzt die historische Grammatik. Sie bringt sowohl neues, wertvollstes Material (wertvoll, weil unmittelbar an Ort und Stelle von einem phonetisch geschulten, mit dem italienischen wie den griechischen Mundarten Kalabriens und dem ländlichen Leben Kalabriens innig vertrauten Explorator aufgenommen), wie auch neue, nicht hinwegzudisputierende Argumente, die für die Richtigkeit der These der Autochthonie dieses Griechentums sprechen.

In einer kurzen Einleitung spricht Rohlfes von den bisher erschienenen, ernst zu nehmenden Darstellungen dieser Mundarten, von der heutigen Vitalität und Krise des Griechischen, von den zur Materialsammlung unternommenen Reisen, den Gewährsleuten und schliesslich trägt er einige allgemeine Gesichtspunkte zur Stützung seiner These vor. Auf das Verzeichnis der phonetischen Zeichen und der benützten Literatur folgen alsdann die Lautlehre (S. 23-87), die Flexionslehre (S. 88-174) die Wortbildungslehre (S. 175-201), die Syntax (S. 202-229), ferner Textproben, eine Tierfabel und Sprichwörter (je in kalabresischer und apulischer Fassung mit ital. und neugr. Übersetzung) und als Abschluss ein *Versuch einer historischen Synthese* (S. 239-246), sowie ein ausführlicher Wortindex (S. 247-264).

Diese umfassende Darstellung der Gesamtstruktur der Sprache verleiht der Rohlfesschen Beweisführung ein ganz besonderes Gewicht. Es zeigt sich

degli altri fenomeni linguistici» — was für eine Sprache, die bei dem fast völligen Fehlen einer über Jahrhunderte hin gepflegten und entwickelten Schriftsprache fast ausschliesslich durch ihre Dialekte vertreten ist, vollkommen richtig ist.

Das Hauptthema des Buches bildet somit die Untersuchung des sardischen Wortschatzes in seiner historischen Schichtung; es reiht sich an die früheren Studien Wagners zum sardischen Wortschatz an, aber behandelt ihn von einem anderen Gesichtspunkt; neben den bisherigen onomasiologisch orientierten grösseren Studien und den kleineren Aufsätzen über die Wortschichtung, ist dies die erste umfassende Gesamtdarstellung. Wagner beginnt mit dem Fondo latino del lessico sardo und behandelt dann der Reihe nach das punische, griechische, byzantinisch-griechische, germanische, arabische, katalanische, spanische und italienische Element, um mit der Betrachtung des vorrömisch-eingeborenen Elements zu schliessen, das durch seine ausgewogene Vorsicht, die nicht in fruchtlose Skepsis ausartet, nicht nur besonders vertrauenerweckend, sondern auch methodisch lehrreich wirkt. In diesen an Material und Gedanken überreichen Kapiteln hat Wagner — und dies erscheint mir als besonders bemerkenswert — besondere Sorgfalt auf den Nachweis verwendet, dass die Verbreitung der verschiedenen zeitlichen Einflüssen zugehörigen Schichten einen wesentlichen Anteil haben an der mundartlichen Differenzierung, von den verschiedenen Wellen der Latinität an (FACERE/*FAGERE; FORNUS/FURNUS, u. a. m.); besonders stark hat in späterer Zeit der stärkere katalanische Einfluss gegenüber dem später einsetzenden spanischen differenzierend gewirkt, im Wortschatz wie in der Syntax.

Dass Wagner noch eine Fülle anderer Probleme behandelt, wie die Beziehungen der sardischen zur unteritalienischen Latinität (in Erörterung der Arbeiten von Puscariu, Rohlf's u. a.), sowie zur iberischen und afrikanischen (auf die er selber in früheren Arbeiten nachdrücklich hingewiesen hatte), und anderes mehr, ist selbstverständlich. Besonders sei aber hingewiesen auf seine Behandlung des Sardischen als Schriftsprache, nicht nur des schriftlich fixierten Altsardischen der Urkunden, sondern auch des Sardischen als Sprache der kunstmässigen Dichtung seit dem 16. Jh. und der Volksdichtung. (Kapitel 3: *Caratteristica generale del Sardo* und 17: *La lingua della poesia*). Für die Untersuchung der Frage, wie eine Schriftsprache entsteht, bzw. nicht entsteht, liefert das Sardische äusserst aufschlussreiche Gesichtspunkte. Dass die Fragen der Schichtung des Wortschatzes in ständiger Erwägung der geschichtlichen Entwicklung, der sozialen Verhältnisse und der Sachkultur erfolgen, braucht wohl nicht eigens hervorgehoben zu werden; als Einleitungskapitel fehlen auch nicht zwei vortreffliche kurze Zusammenfassungen über die politische Geschichte und die kirchliche Gliederung der Insel. Besonders wertvoll an diesen beiden Kapiteln ist die ihnen in reichem Masse beigegebene Bibliographie, die das für den Philologen Wesentliche herausgreift; ebenso willkommen sind die bibliographischen Angaben im Kapitel über den vorrömischen Wortschatz.

Ein Buch, das vortrefflich in die Probleme des Sardischen hinein- und an die Forschungsinstrumente heranführt, aber mehr noch als das: ein Lehr- und Lernbuch der sprachwissenschaftlichen Methode.

W. Theodor ELWERT

jetzt mit voller Deutlichkeit die Selbständigkeit und Eigenart dieser unteritalienischen griechischen Mundarten gegenüber den übrigen neugriechischen Mundarten, eine Selbständigkeit die eben nicht etwa nur im Lexikalischen liegt, sondern die Sprache als Ganzes charakterisiert; insofern sind besonders bedeutsam die aus der Darstellung der Formenlehre und Syntax sich ergebenden Beweisstücke.

Triftigerweise hat Rohlf s nicht nur die archaischen Züge herausgestellt, sondern auch nachdrücklich die auf originellen Sonderentwicklungen hingewiesen, die diesen Mundarten eine Sonderstellung innerhalb der neugriechischen Mundarten zuweist. Archaismen und Neuerungen zugleich zeugen von einer über lange Zeit sich erstreckenden Isoliertheit. Diese Sonderstellung hat Rohlf s treffend mit der Sonderstellung des Rumänischen innerhalb des Romanischen verglichen. Von besonderem Wert ist, dass der Verf. es sich sehr angelegen sein lässt, die Stellung des italiotischen Griechisch innerhalb der übrigen modernen Graecitas (und mehr als in seinen bisherigen Arbeiten) herauszuarbeiten. Auch hier stützt er sich zusätzlich auf Materialien, die er selber in Griechenland und auf den Inseln sammeln konnte.

Ganz besonders hat es Rohlf s darauf angelegt, für die von ihm festgestellten Archaismen Parallelen aus anderen ngr. Mundarten heranzuziehen; so hebt er die nicht wenigen Berührungen mit dem Zakonischen, ferner mit Kreta, Zypern, Rhodos, den Jonischen Inseln, dem Peloponnes hervor. Es darf freilich angenommen werden, dass die Zahl dieser Entsprechungen sich bei einer vertieften Kenntnis der neugriechischen Mundarten noch wird vermehren lassen. Es wäre aber mehr als naiv, wollte man folgendermassen schliessen: da diese unteritalienischen Archaismen auch in anderen neugriech. Mundarten vorkommen, also generell ein Archaisieren auch in anderen ngr. Mundarten möglich ist, besteht keine Notwendigkeit, die unterital. Griechen autochthon sein zu lassen. Natürlich ist das Auftreten noch so vieler Archaismen an anderen Stellen der Gräzität kein Gegenbeweis gegen die Autochthonie des unteritalienischen Griechentums, ebenso wenig wie die Übereinstimmungen des Rumänischen in Archaismen und Neuerungen mit verschiedenen Gebieten der Romania, wie Rohlf s treffend sagt, zu dem Schlusse berechtigigen, das Rumänische sei durch das Zusammenströmen von Kolonisten aus den betreffenden Ländern erst im 7. oder 8. Jh. entstanden. Entscheidend ist, dass die vereinzelt im übrigen ngr. Sprachgebiet verstreut auftretenden Archaismen nirgends in der gleichen Zusammenstellung auftreten, wie sie für das unteritalienische Griechisch charakteristisch ist.

Ebenso bedeutsam wie die Archaismen sind die Neuerungen lexikalischer, morphologischer, syntaktischer Art, da sie den Gegenbeweis dafür liefern, dass die Sonderentwicklung des Italogriechischen viel früher eingesetzt haben muss als die der anderen neugriechischen Mundarten. Gewissenhafterweise hat Rohlf s auch diejenigen Neuerungen hervorgehoben, die der romanisch-griechischen Symbiose zu verdanken sind. Es fällt dem Griechentum kein Stein aus der Krone, wenn man diese feststellt, ebenso wenig wie die Italianità gefährdet oder geschmälert wird, wenn die Autochthonie dieses Griechentums erwiesen ist. Ich kann es daher auch nicht als sehr glücklich empfinden, wenn die Auswirkungen dieser Symbiose kurzerhand bagatellisiert werden, wie z. B. durch Kapsomenos in der Besprechung des Rohlf s'schen Buches in *BZ*, XLVI (1953), 133. Es ist durchaus nicht zutreffend, dass der Einfluss des Romanischen abgesehen vom Wortschatz kaum spürbar sei

(Rohlf's bietet genügend Material das dagegen spricht). Es wäre im Gegenteil höchst sonderbar und unwahrscheinlich, dass eine solche Beeinflussung nicht stattgefunden hätte. Wenn auch Kapsomenos mit Recht darauf hinweist, dass *tis* (τῖς) relativisch wie ital. *chi* schon in der Koine üblich, der Zusammenfall des Pluralartikels (*oi* auch für das Femininum!) gemeingriechisch sei, so ist dennoch nicht auszuschliessen, dass diese Entwicklung durch den ital. Einfluss gefördert, oder erhalten oder sogar doch erst hier ausgebildet wurde. Die offensichtliche Beeinflussung dieser Mundarten durch die umgebende Romania trägt nicht zu einem geringen Teil dazu bei, dass sie für die allgemeine Sprachwissenschaft ungemein aufschlussreich sind.

Von allgemeinem Interesse für die Linguistik erscheinen mir die von Rohlf's mit zahlreichen Belegen dargestellten Fälle von Lautsubstitution und Artikulationsschwankungen. Sie stellen ein Phänomen dar, das für die Sprache der Schriftkundigen und für Kulturstufen, wo eine regelnde Gemeinsprache sich nicht bemerkbar macht, sehr charakteristisch ist. Meines Erachtens ist diesen Erscheinungen bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Insbesondere meine ich die Ausspracheschwankungen als Ergebnis dessen, was die Hispanisten mit *equivalencia acústica* bezeichnen, auf die zuerst im Rahmen der Hispanistik hingewiesen worden ist¹ und auf die neuerdings im Hinblick auf die sardischen Mundarten M. L. Wagner hingewiesen hat, der von *akustischer Gleichschaltung* spricht.² Die von Rohlf's verzeichneten Fälle haben vielfach ihre Entsprechung in den Mundarten Griechenlands. Ich kann mich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass die Häufung der Artikulationsschwankungen und die grosse Freizügigkeit der Substitutionen nicht auch der Ausdruck einer beginnenden Unsicherheit des Sprachgebrauchs bei den Sprechern sind. Ich möchte auch für gewisse Lautsubstitutionen den unmittelbaren Einfluss der romanischen Mundarten nicht ausschliessen. So mag es freilich durchaus möglich sein, dass die Entwicklung von *ps* (ψ) zu *zz* in Bova und *sp* in der Umgegend von Bova über die Zwischenstufe *fs* erfolgt ist, wie in Apulien, wie Rohlf's annimmt; doch erscheint mir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass durch die zweisprachigen Sprecher eine direkte Substitution derjenigen Lautgruppen erfolgte, die allein der romanischen Sprache der Umgebung bekannt sind. Ebenso erscheint mir das Betonungsschema des Pass. Präs., Imperf. und Aor. in Apulien (trotz einer Parallele für das Imperf. in neugr. Dialekten) wegen seiner Generalisierung in den drei Zeiten auf ital. Vorbild (einheitliches Betonungsschema der Flexionsendungen) zurückzuführen zu sein.

W. Theodor ELWERT

1. Vgl. R. MENÉNDEZ PIDAL, *Manual de gramática histórica española*, § 72, und die dort angegebene Literatur.

2. M. L. WAGNER, *Historische Lautlehre des Sardischen*, § 376 ff.